



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Festenberg, Adam von: Francesca von Rimini : Novelle : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festsberg.

(Fortsetzung.)



Das letzte Gedicht, welches so sehr von den übrigen sich abhebt, war einer besondern Veranlassung entsprungen. Oswald war eines Morgens aus den Uffizien zum Frühstück auf der Piazza della Signoria bei Gilli und Letta eingelehrt, deren Restaurant den Sammelpunkt der Deutschen in Florenz bildet und wohin deutsche Zeitungen die Nachrichten aus der Heimat bringen. Oswald war in dem Niobidensaal gewesen und stand noch unter dem Eindrucke des furchtbaren Geschehes, welches göttliche Strafe menschlichem Übermut bereitet hat. Mechanisch fielen seine Blicke auf eine Berliner Zeitung und zufällig auf die Stelle, in welcher berichtet wurde, daß Martin Genèbe, der einzige Sohn von Max und Bertha, mit einem zweirädrigen Gigg, auf welchem er seine junge, ihm seit acht Tagen verlobte Braut zum Rennen nach Hoppegarten fuhr, verunglückt sei. Das junge Paar wurde von den durchgehenden Pferden mit solcher Heftigkeit herabgeschleudert, daß dasselbe nicht mehr zum Bewußtsein gelangte, sondern nach wenigen Stunden stummen Leidens starb. Oswald wurde durch diese Nachricht tief erschüttert; sein Geist war so sehr in der antiken Weltanschauung befangen, daß er nicht in christlicher Liebe teilnahmsvoll das Unglück beklagte, sondern es unter dem Eindruck des Niobidenfrevels als eine schwere Fügung des gerechten und unerbittlichen Fatums betrachtete.

Würde es eine Anatomie der innern Gefühle des Herzens geben, so würde ein Psychologe aus den poetischen Ergüssen Oswalds erkannt haben, wie schwer der Armste in diesen Zeiten eines aufregenden Genußlebens litt. Es ist wahr, was der italienische Dichter singt, daß das Herz nicht bloß ein kleiner Muskel sei. Der Cynismus und die Frivolität waren nur der Deckmantel, unter welchem man den Schmerz eines schwerverwundeten Herzens nicht suchen sollte. Der Idealist, der Künstler, dem die Frauenschöne als das herrlichste Meister-

werk göttlicher Schöpfung so heilig und rein gewesen war, redete sich selbst in Menschenverachtung, in Verspottung alles Ehrwürdigen, in ein Herabwürdigen des ewig Sittlichen hinein. Aber eben weil ihm diese Überzeugung nicht aus seiner innersten Natur hervorging, sondern weil er sie, wie er sich einbildete, durch die Nichtswürdigkeit der Menschen gezwungen, als einen Glaubenssatz in sich hineintrug, war jeder Schritt auf dieser Bahn ein neues Martyrium für ihn, und wenn es nicht Profanation sein würde, so könnte man diesen Cyklus von Gedichten mit den ihnen zu Grunde liegenden Ereignissen in dem Leben des Künstlers als den Passionsweg bezeichnen, auf welchem er von Station zu Station zu neuen Martern emporstieg. So war ihm jeder Genuß, den er aufsuchte, immer wieder die Quelle bitterer Leiden geworden, und es ergriff ihn zuletzt ein Ekel vor dem ganzen Dasein, der auch seine physische Gesundheit schwer zu schädigen drohte. Die Arbeit mit ihrer sittlichenden Kraft fehlte ihm, denn die Studien und Skizzen, die er machte, ließen ihn bei der Fülle dessen, was er sah und aufnahm, zu keiner innern Ruhe kommen. Seine Mappen füllten sich in ungeahnter Weise, er häufte Schätze auf Schätze, und seine glühende Phantasie schwelgte bereits in den Ideen zu neuen Bildern, welche er als Frucht seiner italienischen Studien auszuführen gedachte. Er sah es selbst ein, daß wenn er in der bisherigen Weise seine Pilgerfahrt fortsetzen, zuletzt in Rom, an dem Urquell der Kunst, und in Neapel, an dem unverfieglichen Brunnen der Natur, mit der gleichen Maßlosigkeit sehen und genießen, zeichnen und studiren würde, er bei der Fülle dieser Gaben zu Grunde gehen müßte. Überdies war es Juni geworden, die Hitze fing an unerträglich zu werden, und selbst ein Aufenthalt in Balombrosa und Camaldoli vermochte nicht, seine aufgeregten Nerven zu beruhigen. Ein junger englischer Arzt, mit welchem er in der Pension am Lungarno freundschaftlich verkehrte, riet unserm Freund aufs dringendste, ein Seebad in Italien aufzusuchen und dort mindestens bis zum Herbst zu verweilen. Oswald zeigte diesen Entschluß seinem Freunde Harold an, indem er ihm gleichzeitig als die Summe seiner Erfahrungen nachstehendes Gedicht zum Geburtstag übersandte.

Am Besitze sich nicht freuen,  
Was gethan man hat, bereuen,  
Nach Vergänglichem sich sehnen:  
Die Handlung spielt im Thal der Thränen.

Ja, eitel ist der Lauf der Welt,  
Es ist die Zeit der Surrogate,  
Und höchstes Surrogat ist Geld.  
Auf, Kameraden! Jubilate,  
Genießt die Jugend, liebt und trinkt,  
Bis trunken ihr zu Boden sinkt,  
Wer will — und niemand soll sich scheuen —  
Am Besitze sich nicht freuen?

Kostbar ist jeder Augenblick,  
Den man in Freud und Lust genossen,  
Kein heißes Sehnen bringt zurück  
Den Tag, der freudelos verflossen.  
Schert euch um kein gebrochenes Herz,  
Denn eigne Lust lacht fremdem Schmerz.  
Soll, statt sich des Genossnen freuen,  
Was gethan man hat, bereuen?

Zu spät, nach langer Seelenqual,  
Siehst ungekrönt du all dein Streben,  
Laß ab von deinem Ideal,  
Gemeinheit nur beherrscht das Leben.  
Die Dirn ans Herz, das Glas zum Mund!  
Das macht vergessen Stund um Stund.  
Warum, statt glücklich sich zu wähnen,  
Nach Vergeblichem sich sehnen?

Was war der Mensch von Anbeginn,  
Seit Gott der Herr aus Staub ihn machte?  
Nach Niederm richtet er den Sinn,  
Sein Thun ist wert, daß mans verachte.  
Zwiefach nur ist der Menschheit Ziel:  
Hallunkenstreich und Narrenspiel.  
Man möchte fluchen oder gähnen:  
Die Handlung spielt im Thal der Thränen.

## 9.

Dswald, welcher in Bologna die Kopie eines Bildes der Elisabeth Sirani, jener unglücklichen Geliebten des Guido Reni, begonnen, aber noch nicht vollendet hatte, begab sich zunächst wieder nach dieser Stadt und machte sich sodann nach wenigen Tagen Aufenthalt nach Rimini auf. Zwischen Cesena und Savignano überschritt er den Rubico, und es war natürlich, daß dieser Umstand aufs neue seine Gedanken anregte. Das ist der Zauber, den auch ohne die Schätze von Natur und Kunst Italien auf jedes Gemüt ausübt, daß sich mit jedem Ort nicht nur die Erinnerungen der Geschichte, sondern auch die Erinnerungen von Kindheit und Jugend verknüpfen, auf deren phantasiereichen Sinn jene Ereignisse den unvergänglichen Eindruck machen. Wie oft hatte Dswald als Schüler den Rubico mit Cäsar überschritten und in seinen Gedanken vor dem Flusse Cäsar Halt machen und seine siegreichen Legionen in feuriger Rede zum Kampf gegen den undankbaren Senat anfeuern gesehen. Wie hatte er bei den Worten: *Jaeta esto alea!* gezittert, an die Greuel des Bürgerkrieges und den Verlust römischer Freiheit gedacht. Sene kindlichen Erinnerungen wurden in ihm wach, als die Bahn über das ausgetrocknete Bett jenes kleinen Flüsschens hinwegsetzte, dessen Überschreitung dereinst das Geschick der Welt zu ändern bestimmt war. Dachte er auch heute anders von Cäsar und den Zuständen des

Grenzboten IV. 1888. 47

verwilderten und entfittlichten Roms, hier, wo sich die flaminische und aemilische Straße kreuzten, wo der siegreiche Triumphator vor einem kleinen Wasser Halt machen mußte, um nicht der Freiheit seines Vaterlandes gefährlich zu werden, empfand er eine Scheu vor der Majestät der Geseze, deren Bruch auch Cäsar nicht ungerächt vollziehen sollte. Und von den historischen Betrachtungen, von den Erinnerungen an seine Jugend kehrten seine Gedanken zu seinem eignen Schicksale zurück, und er wünschte in seinem Innern, daß auch für ihn die Überschreitung des Rubico eine Wendung bedeuten möge.

Oswald blieb mehrere Tage in dem Aquila d'Orto, dem primitiven Gasthof von Rimini, um sich zunächst einigermaßen mit der Stadt des gewaltthätigen Sigismondo Malatesta bekannt zu machen, ehe er sich über einen demnächstigen längern Aufenthalt entscheiden wollte. Obwohl er eben aus den großen Zentren der Renaissance kam, so war ihm doch Rimini bald sympathisch geworden. Die Stadt selbst war mit ihren Vorstädten aus den malerischen Mauern herausgewachsen, auf denen einst Fotta, die heldenhafte Geliebte des Malatesta, die Stadt gegen dessen Feinde verteidigt hatte. Diese Mauern boten noch überall malerische Beduten, besonders von der alten Brücke des Tiberius, welcher die innere Stadt von der Vorstadt San Giuliano trennte. Mächtige Paläste erinnerten noch an die Zeiten des Feudalismus, lebendige Straßen mit modernen Namen an das neue Königreich Italien. Der Tempel des Malatesta, ein Kunstwerk der Frührenaissance, eine kleine Galerie guter Gemälde boten Oswald auch Gelegenheit zu neuen Studien. Endlich konnte er sowohl See wie Berge genießen. Erstere war nur zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, und nach Westen erhoben sich nur wenige Kilometer weit die Höhenzüge des Appennins und die Hügel, welche zu der alten Republik San Marino hinaufführten. Oswald fühlte sich durch Stadt und Umgebung angezogen, und glaubte es hier so lange aushalten zu können, um in besserer Gesundheit nach Rom übersiedeln zu dürfen. Er wollte sich in aller Muße eine Wohnung mieten und auch wieder ernsthafter und ruhiger arbeiten. Bei seinen Streifereien kam er immer wieder zur Ponte del Tiberio und in die Vorstadt San Giuliano, wo in der diesem Heiligen geweihten Kirche ein Bild des Paolo Veronese, welches die Marter des heiligen Julianus darstellte, von Anfang an seine Aufmerksamkeit erregt hatte. An der Seite dieser von außen recht unscheinbaren und durch die verzapfte Restauration im vorigen Jahrhundert unschön gewordenen Kirche steht ein mächtiger Ziegelbau, dessen Säulenhof auch jetzt noch den Palazzo eines alten Geschlechts verriet, während im übrigen das Haus verfallen und verlassen schien. An der Thür hing ein vergilbter Zettel, welcher wohl schon seit unvordenklicher Zeit, aber vergebens den Vorübergehenden meldete, daß im Oberstock möblirte Zimmer zu vermieten waren. Oswald fand sich nicht besonders angelockt, diese Zimmer auch nur zu besichtigen, aber es zog ihn doch immer wieder in jene Gegend, einmal wegen des Bildes in San Giuliano, und

sodann weil er nicht mit Unrecht schloß, daß aus dem Oberstock jenes Hauses eine herrliche Aussicht über die Mauern, das Meer und die Berge sein müßte. Da er mit dem Custode der Kirche wegen seines eingehenden Studiums des Martirio, das er zu kopiren beschloß, Freundschaft geschlossen hatte, und der alte Mann öfters, während er malte, mit ihm plauderte, so erkundigte er sich eines Tages auch nach den Zimmern des Nachbarhauses.

Es ist ein stilles Haus, Signore, und hat noch niemals Mieter aufgenommen; es wird nur von Don Baldassare und seiner Nichte oder Tochter bewohnt, und die halten sich ganz abgeschlossen von der Welt.

Diese Andeutung war genügend, um Oswald zu weitem Forschungen nach den Bewohnern des einsamen Hauses zu veranlassen. Er hatte bei Tisch im Albergo einen alten Bewohner Riminis kennen gelernt, welcher als Stadtarchivar nicht bloß mit der vergangenen Geschichte seiner Vaterstadt vertraut war, sondern auch genau die Schicksale der gegenwärtigen Bewohner zu erzählen wußte. Vor der Gena machte der alte Signor Rebecchini stets einen Spaziergang in der Richtung nach San Marino, und auf diesem war er immer gesprächig und aufgeräumt, sodaß Oswald ihn auch eines Tages über das Haus bei San Giuliano ausfragte.

Das ist eine traurige Geschichte, Signor Oswaldo, die nur wenige hier wissen, denn der Marchese ist zu stolz, um auch nur einem seinen Kummer auszuschiütten. Wenn ich etwas mehr weiß, so rührt es daher, daß wir einstens Waffenbrüder gewesen sind. Ja ja, Signor Oswaldo, seht mich nicht so verwundert an, in meiner Jugend bin ich auch ein stattlicher Bursch gewesen und habe für die Italia una e libera gekämpft und den Papalini und Tedeschi manchen Schabernack gespielt. Doch davon erzähle ich Euch ein andermal. Der Palazzo bei San Giuliano — ich habe ihn noch gekannt, da man ihn so nennen durfte, während er jetzt doch nur wie eine verfallene Ruine ausschaut — gehörte mit vielen Gütern hier in den Legationen der Familie der Serradisetti, welche so alt ist wie Rimini. Denn in den Urkunden unsers Archives kommen Träger dieses Namens schon in einer Zeit vor, wo man überhaupt erst die Geschichte der mittelalterlichen Stadt kennen lernt. Ja einer der Serradisetti hat sogar dem Sigismondo Malatesta, dessen Tempio Ihr so sehr und mit Recht bewundert, die Signoria über diese Stadt streitig gemacht, ist aber von seinem glücklicheren Gegner besiegt, gefangen genommen und getödet worden. Nun damals ist mit dem Besiegten diese erlauchte Familie nicht vertilgt worden; sie blühte weiter fort, und unter der Herrschaft der Venetianer und der Kirche ist aus ihr manches Haupt dieser Stadt hervorgegangen. Denn wenn die Serradisetti gleich gehorjam der Obrigkeit und treue Söhne der Kirche waren, so erniedrigten sie sich doch nie, auch die Fehler der Herrschenden gutzuheißen, sie standen vielmehr auf der Seite der Unterdrückten, und wer von der Habsucht oder von andern unlautern Begierden des Cardinallegaten zu leiden hatte,

der fand in dem Palazzo bei San Giuliano Hilfe und Zuflucht. Der letztverstorbene Marchese hatte zwei Söhne, von denen der ältere, Don Riario, von seiner Mutter, die vor seiner Geburt mit schweren Ahnungen erfüllt war, der Kirche, noch ehe er in die Welt eintrat, gelobt wurde. Ach Herr, daß die Frauen doch immer nur auf verkehrte Dinge kommen, und Donna Anna war doch sonst eine so kluge Frau. Denn Don Riario hätte zu allem andern getaugt als zum Diener Gottes, wenn es gleich in damaliger Zeit deren viele gab, die Gottes Gebote nur kannten, um sie zu übertreten. Don Riario aber wurde seinem Stande gemäß erzogen, von den Eltern verzärtelt, während sein jüngerer Bruder, Don Baldassare, in frischem Jugendmut wegen mancherlei lustiger Streiche die Strenge des Vaters erfuhr. In ihm aber lebte der unabhängige Sinn seiner Mnen und ihr Heldenmut. Riario ging in das Seminar nach Rom, Baldassare aber zog heimlich, ohne Vorwissen seiner Eltern, nach Piemont und beteiligte sich in dem unglücklichen Jahre 1848 an dem Feldzug gegen die verfluchten Tedeschi — nun, blickt nur nicht so unwillig Signore Osvaldo, Ihr seid ja nicht darunter gemeint, Ihr seid un Germano, und Ihr wißt ja, wie ich Guern Cavour, den Principe Bismarck, verehere und Guern greifen Imperatore liebe. Seht, Signor, damals war ich auch ausgerückt und zu den Fahnen Piemonts geeilt, bei welchen zu jener Zeit ganz Italien war. Ich kam als Freiwilliger zu den Bersaglieri, wo Don Baldassare als Offizier eingetreten war, und ob er gleich zu Hause, in Rimini, viel zu vornehm gewesen, um auch nur Acht auf mich zu haben, im Felde war er ein ganz anderer Mann. Auch gab es damals nur Unterschiede in der Liebe zu unserm Vaterlande und in dem Haß gegen die Fremden; Adel und Reichthum wurden hintangesezt. Und so kam es, daß Don Baldassare, als er hörte, daß auch ich aus Rimini sei, mir sehr freundlich begegnete, und daß wir gute Waffenbrüder wurden, obwohl ich in der Strategie nicht ganz firm war und es nur bis zum Sergente brachte. Nun hatte der alte Marchese auf dem Wege nach San Marino — Ihr könnt es gerade von jenem Hügel aus sehen, jezt gehört es einem Bologneser Fruchthändler — ein Landgut, das schon seit Geschlechtern an die nämliche Familie verpachtet war. Der damalige Pächter, Giulio Delbuono, hatte von seiner Frau nur ein einziges Kind, ein Töchterchen, Francesca, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Giulio, der sein Weib zärtlich geliebt hatte, konnte sich nimmer über den Verlust trösten; er wandte alle seine Mühe dem Kinde zu und blieb unvermählt. Es war ihm aber leid, daß er Francesca, als sie mehr und mehr heranwuchs, keine so gute Erziehung geben konnte, und da er dies auch seinem Herrn merken ließ, so nahmen die Marchesa und ihr Gatte, welche außer ihren beiden Söhnen noch eine Tochter, Donna Felice, hatten, die kaum achtjährige Francesca in ihr Haus und ließen sie neben ihrer Tochter mehr als Gespielin und Gesellschafterin denn als Dienerin erziehen. Zwischen den beiden Mädchen aber — ich habe meine

Nachrichten von Don Baldassare, der mir dies in einer schweren Stunde erzählte — entspann sich bald eine so große Freundschaft, als ob es beide Schwestern wären. Donna Felice erreichte nur ein Alter von fünfzehn Jahren; von Geburt zart, siechte sie an einem Fieberleiden dahin, wie es damals in hiesiger Gegend nicht selten war, da die Steuern nur dazu bestimmt waren, um den purpurnen Herren einen guten Tag zu machen. O Herr, das war Euch ein Hundeleben unter den verfluchten Papalini!

Donna Felice?

Also Donna Felice hatte in den letzten Tagen ihres irdischen Daseins und im Vorgefühl ihres bevorstehenden Todes ihre Mutter beschworen, auch nach ihrem Tode Francesca als eignes Kind im Hause zu behalten, und die Marchesa hatte das der Sterbenden gegebene Versprechen getreulich erfüllt. Das war so etwa ein Jahr, bevor die Söhne das väterliche Haus verließen, und damals hatte man noch nicht daran gedacht, daß nach kaum zweier Jahre Frist ein blutiger Tanz auf dieser unglücklichen Halbinsel losbrechen sollte. Doch ich erzähle Euch davon ein andermal.

Gewiß, Signor Rebecchini, jetzt wolltet Ihr von Francesca sprechen.

Ja, diese hatte auf Don Baldassare einen tiefen Eindruck gemacht. Trotz ihres noch kindlichen Alters war das Mädchen zur vollen Jungfrau herangeblickt, welche für die zärtlichen Gefühle des ritterlichen Marchesino Verständnis und Empfindung hatte. Ihr hatte er seine glühende Vaterlandsliebe und seinen Entschluß, zur Befreiung vom Joch der Knechtschaft in Piemont Dienste zu nehmen, anvertraut, gleichzeitig aber auch das Geständnis seiner Liebe gemacht und ihr das Versprechen abgenommen, seine Rückkehr nach Rimini abzuwarten, wo er sie alsdann von seinen Eltern zu seiner Gemahlin fordern wollte.

Don Baldassare war, um seinen Vater nicht der päpstlichen Regierung gegenüber bloßzustellen, unter fremdem Namen in das Heer Karl Alberts eingetreten. Aber man hatte doch Verdacht geschöpft, und alle Briefe, die an den Marchese kamen oder die dieser schrieb, wanderten zuerst in das Cabinet der Eminenz, die sich nicht einmal Mühe gab, den Bruch der Briefe zu verheimlichen. Ja Herr, es war eine verfluchte Zeit, und Ihr, der Ihr schon seit Jahrhunderten unter Gesetz und Recht lebt, könnt Euch keine Vorstellung machen, wie tief es erbittert, wenn selbst die größte Gewaltthätigkeit schamlos in die Öffentlichkeit tritt. Und was bloß die schwarzen Röcke mit den Töchtern und Frauen —

Aber Don Baldassare, wie war es mit diesem?

Nun, die Eltern hatten das Ende des unglücklichen Feldzugs nicht mehr erlebt, und das war gut für sie. Die Marchesa hatte sich seit dem Tode ihrer Tochter nicht mehr erholt und starb zu Anfang des Jahres 1848, und ihr Gatte war ihr kurze Zeit darauf nachgefolgt. Von einem Testament hat man nichts erfahren, und es wird vermutet, daß dabei wohl auch der lange Arm

aus Rom nicht unthätig gewesen sei, um ein solches aus der Welt zu schaffen. Francesca kehrte nummehr zu ihrem Vater auf das Pachtgut zurück — seht, jetzt liegt es gerade vor Euch, und es verdient wohl, daß es ein andrer besäße als so ein Getreidefack aus Bologna —, also, sie kehrte zurück und lebte in großer Zurückgezogenheit und in der Erwartung, Baldassare jeden Tag zu der Einlösung seines Versprechens zurückkehren zu sehen. Denn inzwischen war die Schlacht bei Novara gewesen, und Ihr wißt, wie es uns Armen damals ergangen ist und was darauf folgte.

Statt des Bruders kam Don Riario aus seinem Seminar nach Hause, wie es hieß, um den elterlichen Nachlaß zu regeln. Aber weder diese Thätigkeit noch sein Gelübde hinderten ihn, sich in sträflicher Liebe zu Francesca zu entflammen. Seht, das kam daher, daß noch nie ein Serradisetti Priester geworden war, und da hatte eben die Verkehrtheit von Donna Anna Schuld. Aber Ihr werdet ungeduldig, und so will ich Euch jetzt ohne Unterbrechung das Ende dieser traurigen Geschichte erzählen.

Dem Hinterlistigen konnte es nicht einfallen, bei Francesca die Treue seines Bruders zu der Geliebten zu verdächtigen, und so mußte er denn zu den krummen Wegen seine Zuflucht nehmen, wie er sie in dem Priesterseminar bei den Jesuiten gelernt hatte. Baldassare konnte an Francesca nicht schreiben, denn das hätte bei der Euch geschilderten Zuverlässigkeit der papalinischen Postverwaltung für deren Vater schlimme Folgen gehabt. Ich selbst, Herr, war in österreichische Gefangenschaft geraten und saß in einem verfluchten Nest in kaltem Lande — doch das erzähle ich Euch ein andermal. Ich hatte Baldassare tot geglaubt, denn er war in der Schlacht von Novara von einer Kugel getroffen schwer in der Brust verwundet worden. Aber man hatte ihn doch noch auf der Flucht aufgerafft und ihn nach Alessandria in ein Lazareth gebracht, wo er mehrere Monate ohne Bewußtsein lag. Gerade als ich zerlumpt und erfroren in Turin aus meiner Gefangenschaft wieder anlangte — o Herr, wie ist es gut, daß Ihr kein Tedesco seid, denn einem solchen Kerl hätte ich kein Wort erzählt, denn die Behandlung — aber ich erzähle Euch das später, denn Ihr seid Prussiano und Guer Principe ist ein Freund von uns —

Signor Rebecchini, Ihr wolltet Euch nicht mehr unterbrechen —

Ja, das hört sich leichter an, als man es sagt und fühlt. Im Jahre 1850 war Don Baldassare soweit wiederhergestellt, um in Turin eine Stelle in der scuola militare zu übernehmen, wo er, der Marchese, Unterricht gab. Der Schuft Riario, welcher durch seine Verbindungen — denn die gesuiti untereinander haben die ganze Welt mit einem Netze überzogen — ganz gute Kenntnis von dem Schicksal seines Bruders hatte, wußte sich das Zeugnis eines Regimentskameraden desselben zu verschaffen, worin dieser schrieb, daß er Don Baldassare bei Novara von einer Kugel getroffen habe hinsinken sehen. Er überbrachte Francesca — ich hätte den Heuchler wohl sehen mögen — diese Nach-

richt in tiefer Betrübniß, beschwor aber gleichzeitig das Mädchen, sie geheim zu halten, damit die päpstliche Regierung keine Kunde von dem Tode erhalte und dadurch zu einer Konfiskation des Vermögens veranlaßt würde. Francesca war es unbekannt, daß die Papalini schon alles wußten und lieber sich von Riario das Gelübde ablegen ließen, dereinst sein Vermögen an die Kirche zu übertragen, als durch Konfiskation neuen Stoff zur Erregung und Unzufriedenheit zu geben. Riario hatte zudem gegen dieses Versprechen für sich einen Dispens von seinen priesterlichen Pflichten auf unbestimmte Zeit abgerungen. Francesca ertrug den Tod in stiller Ergebenheit, nur getröstet von Riario, der sich in dieser Lage eifriger als je um sie bemühte. Dabei kam er allmählich auch einer Erfüllung seiner Wünsche näher. Er stellte ihr vor, daß er als der letzte Serradifetti die Pflicht habe, den Namen und das Geschlecht fortzupflanzen, und daß er deshalb sogar von dem heiligen Vater eine Losprechung von seinem Gelübde erhalten und in den weltlichen Stand zurückkehren werde. Dann bezeichnete er sie selbst als ein heiliges Vermächtnis seines Bruders, das er einzulösen verpflichtet sei, und so gelang es ihm, sich in aller Stille mit Francesca zu verloben, die er erst mit der Ankunft des Dispenses als seine Braut öffentlich erklären wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Notiz.

Lagerbier-Eroberungen in Amerika. Vor einigen Wochen segnete in Newyork ein Mann das Zeitliche, der in der Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten eine gewisse Rolle spielen wird, Johann Bechtel, der Brauer und Wirt, welcher vor 42 Jahren die Amerikaner zuerst in die Kunst des deutschen Biertrinkens einweihte. Die letztere ist seitdem zwischen Hudson und Mississippi dermaßen in Übung gekommen, daß in der Union jährlich weit mehr dem Gambrinus gehuldigt wird als selbst im Baiernlande. Bis auf das Jahr 1840, wo Bechtel den ersten Lagerbier-Salon in „Gotham“ aufthat, war deutsches Bier nur in Flaschen importirt und zu fabelhaften Preisen verkauft worden, zwei Jahre später war das Getränk schon so beliebt, daß der Verkäufer es in einer eignen Brauerei auf Staaten-Inseln in großem Maßstabe zu erzeugen begann und reißenden Absatz fand. Jetzt kommen auf jede Pinte andrer alkoholischer Getränke, die in den zahllosen Schänken der großen Republik verkauft werden, zwei Quart oder vier Pinten Lagerbier, zwischen sechzig- und achtzigtausend Menschen beschäftigen sich mit der Herstellung des Stoffes, und die Erzeuger und Verzapfer zahlen dem Staate Steuern im Betrage von vierzehn Millionen Dollars oder nahezu sechzig Millionen Mark jährlich. Ursprünglich nur in Newyork, dann vorzüglich in Philadelphia gebraut, wird das deutsche Bier jetzt mehr in den großen Städten der westlichen Staaten der Union erzeugt. Die Lagerbier-Brauereien Chicagos sind Sehenswürdigkeiten, die kein Reisender unbesucht lassen darf, der sich einen Begriff davon machen will, welche ungeheuern Ströme von Malz- und Hopfenabfud erforderlich sind, um die Massen von Fleisch hinunterzuspülen, welche die „Gartenstadt“ am Westufer des Michigansees alljährlich dem Markte zuführt. Wenn man die riesigen Kessel sieht, in denen das Bier gesotten wird, und durch die labyrinthischen Reihen von gigantischen Behältern wandert, in die es sich zum Reifwerden ergießt, kommt man sich